

Ingrid Toby  
**Der Freigänger**  
Thriller

**Ingrid Toby** wurde in Gmunden am Traunsee geboren. Im Alter von acht Jahren übersiedelte sie mit ihren Eltern und ihren beiden Geschwistern nach Salzburg. Nur wenige Jahre nach dem Abschluss ihrer kaufmännischen Ausbildung an einer Privatschule machte sie sich selbständig und führt nunmehr seit 1980 erfolgreich ein exklusives Einzelhandelsunternehmen im Zentrum der Salzburger Altstadt. Neben Beruf und Familie hat sie schon vor Jahren ihre große Leidenschaft zur Schriftstellerei entdeckt. In dieser Zeit entstanden eine Reihe von Kurzgeschichten. Heute lebt sie mit ihren drei Kindern im Süden der Stadt Salzburg.

[www.ingridtoby.com](http://www.ingridtoby.com)

Bisher erschienen:

Tödliche Umarmung (ISBN 978-3-902784-01-8, Verlag federfrei, 2010)

Ingrid Toby

# Der Freigänger

Thriller

**federfrei** 

© Verlag Federfrei  
Marchtrenk, 2014  
1. Auflage  
[www.federfrei.at](http://www.federfrei.at)

Umschlagabbildung: © frozenstarro - Fotolia.com

Lektorat: S. Bähr

Satz und Layout: Verlag federfrei

Printed in EU

ISBN 978-3-902784-61-2

## **Vorwort**

Ihr irrt, wenn ihr glaubt, dass diese Geschichte allein meiner Fantasie entsprungen ist. Sie war nur Beiwerk, um aus mir Anvertrautem ein mögliches Ganzes zu schaffen!



Angewidert wandte er sich ab. Er konnte den grauenvollen Anblick und die ihn plagenden Gedanken über das, was er ange richtet hatte, nicht länger ertragen. So sehr er sich auch bemühte, das Geschehene aus seinem Kopf zu verbannen, es gelang ihm nicht.

Einzig die rasche Flucht vom Tatort, so hoffte er, würde ihm helfen, diesem quälenden Zustand, den sein begangenes Verbrechen in ihm hervorrief, zu entrinnen.

Das dürre Reisig, das ringsherum am Boden lag, krachte und knackte unter seinen Füßen. Fieberhaft sammelte er es auf, um das leblose Mädchen notdürftig damit zu bedecken. Wahllos raffte er morsches Holz, dem ein scharfer modriger Geruch nach Pilzen anhaftete, durchnässtes klebriges Laub und was er sonst in der Eile noch zu fassen bekam zusammen und verteilte alles über den Reishaufen, bis der Körper der jungen Frau nicht mehr zu sehen war. Kritisch und nicht ohne seinen unruhigen Blick ständig aus Angst vor Entdeckung in der Gegend umherschweifen zu lassen, betrachtete und vollendete er sein Werk.

Er hatte wahrlich gute Arbeit geleistet. Sah man nicht genau hin, konnte man meinen, der aufgeworfene Hügel wäre auf natürliche Weise entstanden.

Nachdem er das abgelegene, mit Dickicht umgebene Waldstück hinter sich gelassen hatte, lief er den schmalen Pfad, der quer über die morastigen sauren Wiesen führte, hinunter zum See. Sein Schritt war hastig, getrieben, als würde ihm jemand an den Fersen kleben und ihn jeden Moment an den Schultern packen, ihn herumreißen und zum Stehenbleiben zwingen.

Dicke Nebelschwaden, die ihm die Sicht nahmen und ihn schier erdrückten, hingen wie Blei über der Landschaft. Er glaubte, Blicke zu spüren, die ihn zu durchbohren, und Hände, die nach ihm zu greifen schienen. Er meinte sich umringt von jämmerlichen Gestalten, verlorenen Seelen mit weit aufgerissenen Augen und Mündern, die keinen Frieden fanden und aus dem Sumpf emporstiegen. Sie umklammerten seine Beine, hinderten ihn am Weiterkommen und drohten, ihn mit hinab in die Tiefe des Moores zu ziehen.

Von den Wipfeln der sich leicht im Wind wiegenden Birken stießen große schwarze Rabenvögel raue, kehlige Schreie aus. Als sie ihn bemerkten, flogen sie kreischend auf, drehten mit kräftigen Flügelschlägen einige Runden über ihm, um sich schließlich wieder im Geäst der kahlen Baumkronen niederzulassen.

Unter seinen Schuhsohlen knirschte der grobe Schotter, den man aufgeschüttet hatte, um den Weg für die Spaziergänger begehbar zu machen. Er stolperte, rutschte und kam in einem Moment der Unachtsamkeit beinahe zu Sturz. Kalter Schweiß trat ihm aus allen Poren, sammelte sich auf seiner Stirn und vermischte sich mit dem plötzlich einsetzenden Niederschlag zu kleinen Rinnsalen, die über sein Gesicht und seinen Körper liefen. Er spürte, wie die Nässe seine Kleidung durchfeuchtete, bis diese unangenehm an seiner Haut klebte. Die Kälte ließ ihn erschauern. Er fror erbärmlich.

Trotz aller Unannehmlichkeiten verschaffte ihm der nun heftig peitschende Regenschauer für einen Augenblick etwas Erleichterung. Das Wasser, das sich in den ausgetretenen Vertiefungen des Wanderweges rasch sammelte und allmählich zu einem ansehnlichen Bächlein anschwell, kam ihm gerade recht. Es schwemmte alles fort, was ihn entgegen aller Vorsicht, die er hatte walten lassen, vielleicht doch noch verraten könnte.

Sein Atem, den er in kurzen schweren Zügen hervorstieß, glich einem gepressten Keuchen, und jedes Mal, wenn er die kalte Luft



wieder einsog, zuckten seine Mundwinkel, und seine bläulich verfärbten Lippen zitterten. Er fühlte den rasenden Herzschlag in seiner Brust, und in seinem Kopf pochte es so heftig, als wollte ihm jeden Moment der Schädel bersten. Alle Versuche, die Gedanken an das Sterben der jungen Frau zu verdrängen, scheiterten kläglich, und obwohl er sich immer weiter vom Ort seiner Wahnsinnstat entfernte, wurde ihm wider seiner Hoffnung, alles endlich hinter sich zu lassen, mit jedem seiner Schritte nur noch bewusster, was er angerichtet hatte. Die grausame Erkenntnis, dass er hilf- und machtlos gegen sein eigenes Tun war, machte ihn zornig und trieb ihm die Tränen in die Augen. Ein reumütiger Zustand, der jedoch nie von langer Dauer war und abfiel, sobald sein Drang stärker war als sein Verstand.

Abermals überkam ihn das beklemmende Gefühl, beobachtet und verfolgt zu werden, doch er wagte nicht zurückzublicken. Im Geiste sah er die Hand des toten Mädchens unter dem Reisighaufen hervorragen. Er glaubte zu hören, wie sie jämmerlich um Hilfe schrie, wie ihre Schreie immer lauter und verzweifelter wurden. Er sah sie hervorkriechen aus ihrem Grab, sah sie auf ihn mit erhobenem Finger zeigen und hörte sie gellend und anklagend rufen: »Er ist es gewesen, er hat mir das angetan, er – eer – eeer ...« In seiner Einbildung meinte er sich bereits umringt von aufgebracht Menschenmassen, die mit geballten Fäusten und drohenden Gebärden auf ihn zustürmten, um ihn zu fassen und seiner gerechten Strafe zuzuführen.

Dem Wahnsinn nahe und mit hochgezogenen Schultern und zu Boden gesenktem Kopf, die geballten Fäuste in seinen Jackentaschen vergraben, flüchtete er vor sich selbst und seinem Gewissen und der Gewissheit, erneut etwas getan zu haben, das ihn unvermeidlich ins Verderben stürzen würde. Begleitet von diesen ernüchternden Gedanken und der schweren Last seiner Schuld, er-

reichte er schließlich die Straße, die unter der Autobahn hindurch direkt zum See hinabführte.

Als er die ersten Gebäude wahrnahm und auf ein älteres, eingehakt unter einem Regenschirm spazierendes Paar traf, das geradewegs auf ihn zuschlenderte, verlangsamte er seinen Schritt. Er nahm seine letzte, ihm noch verbliebene Beherrschung zusammen, ordnete seine Kleidung, streifte die dünnen, vom Erdreich verschmutzten Lederhandschuhe ab, steckte sie in ein eigens dafür mitgeführtes Plastiksäckchen und ließ dieses rasch in seiner Jackentasche verschwinden. Dann fuhr er sich mit den Fingern durch das dichte dunkle Haar und richtete sich auf. Mit erhobenem Haupt, nach vorne gerichtetem Blick und aufgesetzter Freundlichkeit ging er an den beiden betagten Menschen vorbei und schlug den sich nun gabelnden Weg nach rechts ein, der ihn hinab zur Uferpromenade führte.

Raschen Schrittes näherte er sich der erleuchteten Holzblockhütte, ein kleines Lokal in der Nähe der Schiffsanlegestelle. Er holte das Säckchen mit den Lederhandschuhen, die starke Verschleißspuren von der widrigen Benutzung aufwiesen, in dem Bewusstsein wieder aus seiner Jackentasche hervor, dass er sie so schnell wie möglich loswerden musste. Er bückte sich, griff nach einem faustgroßen Stein, steckte ihn in das Säckchen zu den Handschuhen, verknotete es und warf das Bündel in hohem Bogen hinaus auf den See, der die brisante Fracht augenblicklich verschlang.

Wenig später betrat er das Lokal und zwang sich mühsam zu einem freundlichen Lächeln. Er grüßte die hinter der Bar an der Kaffeemaschine hantierende junge Frau und nahm an einem der leeren Tische Platz. Verstohlen blickte er um sich. Er war der einzige Gast, was ihm nur allzu recht war, konnte er die Anwesenheit von Menschen in diesem Moment nur schwer ertragen. Viel zu sehr plagten ihn Ängste, dass man ihm ansehen und ihn durch-

schauen könnte, was er verbrochen und welche Schuld er auf sich geladen hatte.

Es roch leicht modrig, nach feuchtem Holz, wie es in Bauten dieser Art, die sich in unmittelbarer Nähe des Wassers befanden, oft der Fall war. Links und rechts der braunen Holzfenster hingen blauweiß karierte Gardinen, billige Massenware, aus der auch die Tischdecken gefertigt waren. Kitschiger Plunder unterschritt nur knapp das Ausmaß an Erträglichem, bunte Plastikblumen und ländlicher Hausrat zierten jeden freien Winkel und sollten dem Anschein nach den Besuchern urbayerische Gemütlichkeit vermitteln.

»Ach, Sie sind es. Sie sind wohl in den Regen gekommen.« Die Servierkraft kicherte belustigt, als sie an den Tisch ihres etwas desolat wirkenden späten Gastes trat, der sie überhaupt nicht wahrzunehmen schien. Trotz seiner unordentlichen Aufmachung wirkte er sympathisch auf sie. Er war gut aussehend, und sah man über seinen durchnässten Zustand hinweg, im Allgemeinen ein gepflegter Mann. Groß gewachsen und schlank. So um die dreißig, schätzte sie ihn ein. Sein Blick war weich, ja, fast melancholisch, wenn auch in diesem Moment etwas unruhig hin- und herschweifend.

Sie kannte ihn flüchtig. Seit einigen Monaten kam er von Zeit zu Zeit auf einen kurzen Besuch, doch jedes Mal stets wenige Minuten bevor sie das Lokal zusperrte und selten noch Gäste anwesend waren. Er sprach kaum, nur das Nötigste, konsumierte sein Getränk und machte sich dann sofort wieder auf den Weg. Sie vermutete, dass er neu in diese Gegend gezogen oder einer der Saisonarbeiter war, die es jeden Sommer an den See verschlug und die hier hängen blieben, um sich auf Dauer an diesem schönen Ort niederzulassen. Für einen Touristen hielt sie ihn nicht, dafür war er schon zu lange in der Gegend.

Manchmal verschlug es auch einen der Häftlinge von der nahe gelegenen Haftanstalt, die Ausgang bekamen, in die kleine Gaststu-

be. Doch wie ein Verbrecher sah dieser Mann bei Gott nicht aus. Er war ordentlich gekleidet und hatte gute, wenn auch etwas unterkühlte Umgangsformen, die ihn zwar ein wenig unnahbar erscheinen ließen, aber seinem sympathischen Auftreten keinen Abbruch taten. Augenblicklich verwarf sie den Gedanken wieder, dass dieser junge Mann ein Insasse der Justizvollzugsanstalt sein könnte.

Die Häftlinge aus der Haftanstalt, die sie kennengelernt hatte, waren meist von einem anderen Schlag. Laut, ungehobelt und oft ungepflegt. Manche versuchten, die Bekanntschaft von allein sitzenden Frauen zu machen, redeten viel und tranken gerne. Andere wiederum saßen mürrisch und schweigsam vor sich hinbrütend an den Tischen, und dann gab es noch die, die sich hier am Nachmittag mit ihren Familien und Frauen trafen, um in ausgelassener Runde ihre baldige Entlassung zu feiern.

An diesem Abend erschien der Fremde ihr jedoch anders als sonst. Unter seinen geröteten Augen lagen dunkle Schatten, er sah erschöpft und kränklich aus. Seine Gesichtshaut war ungewöhnlich blass und ließ seine hohen Backenknochen stark hervortreten. Er wirkte abgehetzt, wippte ständig mit seinem rechten Bein nervös auf und ab, und sein Blick richtete sich immer wieder unruhig in Richtung Tür, als ob er noch jemanden erwarten würde.

»Ist alles in Ordnung bei Ihnen?«, fragte sie ihn mit hochgezogenen Augenbrauen, nachdem er immer noch in Gedanken versunken zu sein schien.

»Was? Wie bitte? Oh, entschuldigen Sie.« Erst jetzt bemerkte er, dass die junge Frau an seinen Tisch getreten war und ihn neugierig musterte.

»Geht es Ihnen gut?«, hakte sie noch einmal nach.

»Ja, ja. Natürlich«, stotterte er verlegen. »Es ist alles in Ordnung. Ich war nur mit meinen Gedanken bei einer anderen Sache ...« Seine Unaufmerksamkeit und ihre Fragen waren ihm sichtlich

peinlich, und obwohl sie ihm gefiel, vermied er es, ihrem Blick zu begegnen.

»Schon gut, das geht mir manchmal auch so.« Sie grinste amüsiert, um die Situation etwas aufzulockern.

Ihre fröhliche, unbekümmerte Art lenkte ihn für einen kurzen Augenblick ein wenig ab und milderte seine Anspannung. Erleichtert sah er sie an und nickte ihr dankbar zu.

»Wir sperren gleich zu. Was darf ich Ihnen bringen?«

»Ach, das Übliche.« Er blickte auf seine Armbanduhr und erschrak über die fortgeschrittene Zeit, die ihn ermahnte, so rasch wie möglich den Heimweg anzutreten.

»Einen Espresso mit Schuss also?«, fragte sie nun so selbstverständlich, als wäre er schon seit Jahren Stammgast und sie mit seinen Gepflogenheiten bestens vertraut.

Er nickte und fügte hinzu: »Ja bitte, aber einen doppelten Espresso mit doppeltem Schuss.« Dann griff er nach der Tageszeitung, die neben ihm, unordentlich in einzelne Teile zerpfückt, auf der Bank lag, vertiefte sich kurz darin, um sie aber sogleich wieder beiseite zu legen. Es fiel ihm schwer, einen klaren Gedanken zu fassen, geschweige denn, sich auf das Lesen der Zeitung zu konzentrieren.

Wenige Minuten später stellte die Bedienung die Kaffeetasche vor ihm ab. Die junge Frau, bekleidet mit Jeans und weißem Shirt, hatte ein weiches hübsches Gesicht. Ihre Haut war makellos und braun gebrannt, das Blau ihrer Augen von einer Intensität, die Lebensfreude und Sorglosigkeit widerspiegelten. Ihre Figur war zartgliedrig und mädchenhaft. Das lange blonde Haar trug sie locker am Hinterkopf zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, aus dem vereinzelt störrische Strähnen in ihr Gesicht fielen, die sie immer wieder vergeblich versuchte, hinter ihr Ohr zu klemmen.

Aus den Augenwinkeln heraus betrachtete sie die gepflegten Hände ihres Gastes, mit denen er in seinem Portemonnaie nach einem Geldschein suchte, um die Rechnung zu begleichen. Sie nahm an, dass er einen Beruf ausüben würde, der ihm keinerlei körperliche oder schmutzige Arbeit abverlangte. Je länger sie ihn beobachtete, umso mehr spürte sie, dass er etwas seltsam Anziehendes auf sie hatte. Er gefiel ihr! Seine zurückhaltende Art, sein gewinnendes Lächeln und die dunklen, etwas tief liegenden geheimnisvollen Augen erweckten ihre Aufmerksamkeit. Sie fühlte sich zu ihm hingezogen, doch sein verschlossenes zurückhaltendes Wesen hielt sie davor zurück, weiter auf ihn zuzugehen. Obwohl er sich stets freundlich ihr gegenüber verhielt, hatte sie das Gefühl, dass er, wenn er mit ihr sprach, durch sie hindurchblickte und mit seinen Gedanken ganz woanders war. Abwesend, weit weg und für sie unerreichbar.

»Stimmt so, und bringen Sie mir bitte noch einmal das Gleiche.« Er legte einen Geldschein auf den Tisch und nippte an dem heißen Getränk.

»Gerne«, antwortete sie zögerlich, und, erstaunt über den ungewöhnlich hohen Geldbetrag, stammelte sie: »Aber das ist doch viel zu viel ...« Ein Trinkgeld dieses Ausmaßes hatte sie noch nie bekommen.

»Ich sagte doch bereits, dass es stimmt.« Fast unfreundlich und in barschem Ton, aber seiner Sache sicher, schob er ihr die Banknote zu. »Also, nehmen Sie schon.«

Außer einem leisen verblüfften »Danke vielmals.« brachte sie nichts über die Lippen. Zaghafte und immer noch ungläubig steckte sie den Fünfzig-Euro-Schein in ihre Geldtasche, wartend darauf, dass er seinen Irrtum doch noch erkennen würde. Aber es kam nichts!

Während sie den Tag abrechnete, trank er aus. Für einen Moment fühlte er sich gut. Der Genuss des hochprozentigen Alkohols und des heißen Kaffees auf leeren Magen, er hatte den ganzen Tag über nichts zu sich genommen, tat seine Wirkung. Das dampfende Gebräu durchflutete seinen ausgekühlten Körper mit einer wohligen Wärme, löste seine verkrampften Muskeln und vertrieb seine üblen Gedanken. Etwas benebelt erhob er sich und brachte die Tassen zurück an den Tresen.

»Danke, aber das wäre wirklich nicht nötig gewesen.« Sichtlich gerührt griff sie nach dem Geschirr und stellte es in die Spüle.

»Keine Ursache«, winkte er schwach lächelnd ab, verabschiedete sich mit einem flüchtigen Nicken und verließ das Lokal.

Draußen war es inzwischen fast dunkel und der Nebel noch dichter geworden. Vom Bootssteg her vernahm er das Geläut der Glocke, das zur letzten Gelegenheit zur Fahrt mit dem Schiff über den See mahnte. Doch nur wenige Menschen machten um diese Jahreszeit noch von diesem Angebot Gebrauch.

Kurz darauf verließ der Dampfer den Anlegeplatz, glitt majestätisch hinaus auf das silbrig glänzende Wasser, bis er schließlich in der Dämmerung in den grauen Nebelschwaden verschwand. Aus dem schilfbewachsenen Ufergürtel drang noch vereinzelt das Geschnatter der aufgeschreckten Wild- und Stockenten. Er hörte das immer leiser werdende Plätschern des Wassers, ausgelöst durch die sachten Wellen, die das abgefahrene Schiff hinter sich aufgeworfen hatte. Dann wurde es still um ihn.

Das freundliche Lächeln war längst wieder aus seinem Gesicht gewichen, war abgefallen wie eine Maske, hinter der er sich verschanzt hatte, um für einen kurzen Augenblick sein wahres *Ich* vor dem Mädchen zu verbergen. Erneut kroch ihm die Kälte an den Beinen hoch, hinauf bis zur Brust und ließ ihn erschauern. Der

dünne Stoff seines dunklen Anzugs bot kaum Schutz vor dem nun immer stärker aufkommenden kalten Herbstwind, ein Vorbote des herannahenden Winters, der ihm nun kräftig um die Ohren blies.

Er schrak auf, als er ein leises Knacken hinter sich vernahm und die dunklen Umrisse einer Gestalt zu erkennen glaubte. Die Angst und das beklemmende Gefühl von vorhin vermochte ihm auch der Genuss des Alkohols nicht zu nehmen.

Von Panik getrieben, begann er zu laufen, vor sich selbst zu fliehen. Er rannte und rannte, immer schneller und schneller. In seinem Kopf hörte er Stimmen. Angstverzerrte hysterische, durch Mark und Bein gehende Frauenstimmen, die um Gnade und Erbarmen flehten. Sie wurden lauter und schriller, schwollen an zu einem mächtigen Orkan, der sich über ihn mit brachialer Gewalt entlud. Er presste seine Hände auf die Ohren. Ein Gefühl der Ohnmacht überkam ihn, und aus seiner Furcht heraus, verrückt zu werden, schrie er seinen Schmerz hinaus in die Stille der Nacht. Aus dem Schrei wurde ein jämmerliches Schluchzen, aus dem Schluchzen ein klägliches Wimmern, das schließlich zu einem hilflosen Fiepen verkümmerte. Er sank zu Boden, kauerte auf der kalten Erde wie ein Häufchen Elend und vergrub das tränennasse Gesicht in seinen Händen.

Er *musste* sie doch töten. Er hatte sie entehrt, besudelt, beschmutzt, verdorben, diese jungen, schönen, sanften Geschöpfe, die er so sehr liebte. Was blieb ihm anderes übrig, als sie auf seine Art zu erlösen? Wie sonst konnte er ihre Seelen wieder reinwaschen, von der Schande, die er ihnen zugefügt hatte? Auch würden sie ihn verraten, wenn er sie am Leben ließe. Alle würden erfahren, was er getan hatte. Alle! Eine Schmach, die er nicht ertragen könnte. Eine Demütigung, die er nicht überleben würde. Mit dem Finger würden sie auf ihn zeigen, ihn verachten und verdammen. Sie würden triumphieren und richten über ihn. Ihn einen gottlosen



Menschen ohne jegliche Moral und ohne Anstand schimpfen. Sie würden seine abgrundtiefe dunkle Seite nach oben kehren, ihn an den Pranger stellen und nicht verstehen, wie sehr er selbst unter seinem Dämon litt, weil dieser ihn zwang, Dinge zu tun, die er nicht wollte. Er war seinem Tun machtlos ausgeliefert, egal, wie sehr er sich auch dagegen sträubte.

Er hatte nur noch den Wunsch, sich zu verkriechen. Zurück in seine eigene kleine heile Welt, die ihm Schutz und Sicherheit zu bieten schien, wenn auch immer nur für kurze Zeit, in der er Ruhe und Frieden finden konnte. Eine bleierne Müdigkeit überfiel ihn. Er wollte schlafen! Einfach nur schlafen! An nichts mehr denken! Vergessen, alles ausblenden, als wäre nichts gewesen. Als hätte es diesen Tag, diese Tage in seinem Leben nie gegeben.

Aber er wusste, es würde wieder geschehen ...

In Gedanken versunken, schritt Paul Coman, ein dickes Aktenbündel unter den Arm geklemmt, den hell erleuchteten Gang entlang, der geradewegs in sein im Südtrakt der Haftanstalt gelegenes Büro führte.

Das Bild der toten Frau in seinem Kopf hatte sich seit Tagen tief in sein Innerstes eingebrannt und ließ ihn nicht mehr los. Es verursachte ihm ein unangenehmes Gefühl in der Magengrube und das, obwohl er von seinem vorangegangenen Job als Notfallpsychologe so einiges gewohnt war. Nicht nur einmal war er mit schrecklichen Unglücksfällen konfrontiert worden, und seine Aufgabe hatte darin bestanden, den meist schwerst traumatisierten Angehörigen oder Hinterbliebenen in ihrem Schmerz beizustehen und seine Hilfe anzubieten. Doch den Anblick einer durch menschliche Gewalt so grausam zu Tode gekommenen Person konnte er nicht so einfach wegstecken. Das beklemmende Gefühl verstärkte sich erheblich, wenn er daran dachte, dass der Mörder dieser jungen Frau noch frei herumlief und die Kriminalisten davon ausgingen, dass es sich um einen Serientäter handeln könnte, der vielleicht über kurz oder lang erneut zuschlagen würde.

Vor seinen Augen sah er noch immer das Blaulicht der Einsatzfahrzeuge, das ihn zum Leichenfundort in ein abgelegenes Waldstück unweit der Haftanstalt geführt hatte. Eine gottverlassene Gegend mit kargem moorigen Boden, vereinzelt dichten Gruppierungen von jungen Fichten und verkrüppelten Birken. Und dann, der schreckliche Anblick der Frauenleiche, die mit einer transparenten Plastiktüte über dem Kopf im Lichtkegel der Scheinwerfer, halb verdeckt von einem Laub- und Reisighügel, mit dem Gesicht nach unten im Morast lag und kurz zuvor vom Hund

eines Spaziergängers aufgestöbert worden war. Nie im Leben würde er den grausigen Anblick vergessen, in dem die Tote geborgen, in den Leichensack gesteckt und in den grauen kalten Metallsarg gelegt wurde. Durch die dünne Plastikfolie der Mülltüte hindurch starrten ihn die weit aufgerissenen angstverzerrten Augen der toten Frau an. Die blutunterlaufenen und geröteten Augäpfel traten ungewöhnlich stark hervor und ließen ihn ahnen, wie schrecklich sie gelitten und welchen Todeskampf sie ausgestanden haben musste. Er war heilfroh, als der Sargdeckel endlich geschlossen wurde.

Welch abartiges krankes Geschöpf brachte es fertig, sich an einem wehrlosen menschlichen Wesen so zu vergehen? Warum musste diese junge hübsche Frau auf so grausame Art und Weise zu Tode kommen? Viele Fragen, auf die er keine Antwort fand, gingen ihm durch den Kopf.

Er kramte nach dem Schlüsselbund in seiner Hosentasche, schloss die Tür auf, neben der rechts oben ein Schild angebracht war, das auf den Benutzer des Raumes hinwies.

*Dr. Paul Coman, Anstaltspsychologe* stand auf dem auswechselbaren Papierschild hinter Plexiglas.

Paul legte die Akte auf den mit Schriftstücken und Büchern überladenen Schreibtisch, der vor einem der beiden Fenster stand, die sein Büro am Tag in ein helles freundliches Licht tauchten. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein dunkles Bücherbord aus Nussholz. Es war bis auf den letzten Platz gefüllt mit Fachliteratur und Akten. Links von seinem Arbeitsplatz, etwas zurückversetzt in einer Art Nische, stand ein dunkelgrünes Sofa, dem man die Jahre allmählich ansah. Gleich daneben ein rundes Beistelltischchen und ein passender Fauteuil. An den Wänden hingen Schwarz-Weiß-Zeichnungen von Alfred Kubin, eingefasst mit schlichten goldfarbenen Rahmen, die er aus seinem Elternhaus mitgebracht hatte, um dem sonst so sterilen Raum etwas Behaglichkeit zu ver-

leihen. Der abgetretene und von Licht und Sonne ausgebleichte Dielenboden aus massiver Eiche knarrte und ächzte unter jedem seiner Schritte.

Paul trat ans Fenster, durch das er in den weitläufig gelegenen Park, der die Haftanstalt zur Südostseite umgab, blicken konnte. Der kalte Herbstwind des zu Ende gehenden Oktobers wirbelte die in leuchtendes Orange, Gelb und Rot getauchten Blätter durch die Luft und ließ sie in einer Sekunde der Stille sacht zu Boden gleiten. Er beobachtete zwei Häftlinge, die der Pflege der Grünanlage zugeteilt worden waren und sich mit dem Zusammenharken des Laubes abmühten, es dann in große Körbe füllten, um es anschließend auf den Komposter zu verfrachten, der sich in einer geschützten Ecke des Areals befand. Es war ein beschauliches und harmonisches Bild, das sich ihm bot. Nur die in einiger Entfernung sichtbaren hohen Mauern mit dem aufgesetzten Stacheldraht deuteten darauf hin, dass es sich hier um das Gelände einer Justizvollzugsanstalt handelte.

Trotz der friedlichen Herbststimmung lagen seine Nerven blank, und seine Befindlichkeit schwankte zwischen Selbstmitleid und Depression. Nicht nur der Mord an der jungen Frau, sondern auch seine eigenen Lebensumstände machten ihm nach wie vor arg zu schaffen.

Wie jeden Tag seit dem plötzlichen Verschwinden seiner Verlobten litt er unerträgliche Qualen. Qualen der Trauer, des Verlustes und der Frage nach dem Warum und Wieso. Mehr als ein Monat war nun schon vergangen, seit Esther Anfang September dieses Jahres plötzlich aus seinem Leben verschwunden war.

Außer einer Reisetasche mit, wie ihm schien, notdürftig und wahllos zusammengerafften Habseligkeiten, ihrer Handtasche und den persönlichen Dokumenten hatte sie alles zurückgelassen. Was ihn allerdings verblüffte und auf ihre Rückkehr hoffen ließ, war